

Gottesdienst am 13. Mai 2007, 10.30 Uhr Christuskirche Paris

Predigttext: Bachkantate „Was willst Du Dich betrüben?“ BWV 107 und Joh 16,24-33 (III.)
(Predigttext: Rogate I.)

Kantate „Was willst Du Dich betrüben“ BWV 107

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Liebe Gemeinde,

Was hat eigentlich die gerade gehörte Kantate, mit dem Evangeliumstext von der Speisung der 4000, der ihr zugrunde liegt, und dem Thema dieses Sonntags Rogate, Gebet, zu tun? Beim ersten Hören nicht viel.

Bei der Kantate geht es um das Vertrauen zu Gott. Eine für uns heute vielleicht eigenartige Form von Vertrauen, Motto: Vertraue nur auf Gott, akzeptiere, was er will und es wird dir gut gehen. Das klingt verdächtig nach Kadavergehorsam, nach Ergebung, nach blindem Vertrauen. „Ergib dich, den zu lieben, der heißt Immanuel, vertraue ihm allein, er wird gut alles machen“... „Was Gott beschlossen hat, das kann niemand hindern, es geht nach seinem Rat“, „Drum ich mich ihm ergebe, ihm sei es heimgestellt, nach nichts ich sonst mehr strebe, denn nur, was ihm gefällt.“

Da scheint eine Glaubensform des 17. Jahrhunderts durch: Nur nicht zu viel fragen, nur nicht mit Gott rechten, nur keine kritischen Fragen. Da scheint etwas von der Lebenswirklichkeit der Menschen durch: In dieser Zeit begegneten den Gläubigen laufend Situationen, die mit einem gnädigen, freundlichen Gott scheinbar inkompatibel waren: eine hohe Kindersterblichkeit, eine hohe Müttersterblichkeit – Bach hat das selbst erlebt; Missernten und Hunger, Kriege, unheilbare Krankheiten, die wir heute mit einem Gang in die Apotheke in Schach halten.

Beim ersten Hören und Nachdenken und bei aller Bewunderung, bei allem Genuss der herrlichen Musik von Johann Sebastian Bach möchten wir uns doch diese Art von Vertrauen nicht so ohne weiteres zueigen machen. Wir beanspruchen Widerspruch. Wir möchten Gott auch klagen, ihm vorwerfen, was in unserem Leben schief läuft. Wir wollen nicht zu allem JA und Amen sagen. Wir wollen uns zu recht nicht einfach abfinden mit dem Schicksal der Welt und mit dem Werdegang unseres Lebens. Wir sind es gewohnt, die Dinge mitzugestalten und unser Leben unter Kontrolle zu haben. Zu leicht könnte jemand das Vertrauen auf Gott missbrauchen, um Missstände und den eigenen Vorteil als Gottes Willen auszugeben. Zu lange hat man Menschen damit vertrösten und betäubt, dass das, was ist, Gottes Wille und ewiger Ratschluss sei.

So allerdings, liebe Gemeinde, ist die Musik und der Glaube von Bach ebenso missverstanden wie der Text nach dem Lied von Johann Heermann. Die Kantate will uns nicht etwa aufrufen, passiv, ergeben, widerstandslos und treu-blöd alles zu ertragen, was das Leben und unsere Mitmenschen uns vermeintlich nach Gottes Rat und Auftrag aufbürden. Diese Missverständnisse aufzuklären und der Botschaft der Kantate nachzuspüren, hilft uns nun der Bezugstext, das Evangelium von der Speisung der 4000, der ursprünglich zur Kantate hinzugehört, schon, als sie am 23. Juli 1724 in Leipzig uraufgeführt wurde.

Im Evangelium aus dem Markusevangelium geht es um ein Wunder. 4000 Menschen werden von sieben Broten und eigenen Fischen satt. Eine für uns heute vielleicht unglaubliche Geschichte, Motto: Bei Gott werden alle Menschen von nichts satt. Das klingt verdächtig nach übernatürlichem Wunder, nach einem Verstoß gegen alle Naturgesetze, danach, dass wir im Glauben unseren Verstand am besten ausschalten sollen.

Die Geschichte will aber etwas anderes klar machen. Sie macht eine Grundsituation der Menschen deutlich, die Jesus folgen, seine Jünger, „eine große Menge“, die vielen, die ihm da zuhören, die Jesus sehen wollen und die Millionen, die sich heute Christen nennen. Erstens: Auch diese Menschen haben Hunger. Auch wir haben Bedürfnisse. Nicht nur geistlicher Art. „mit leerem Magen möchte keiner das Evangelium hören“, ist ein Grundsatz der Diakonie heute. Wenn man Menschen mit Gott kommen will und ihre Seele ernähren will, muss man ihnen erst einmal etwas zu essen geben. Aus dieser Erkenntnis speist sich bis heute tätige Nächstenliebe und Sozialarbeit in den Kirchen. Und diese Erkenntnis verhindert, zu Jesu Zeiten, zu Bachs Zeiten und heute, jede Form von Vertröstung und stiller Hinnahme

sozialer und politischer Missstände. Jesus nimmt den Hunger, die ganz praktischen Bedürfnisse der Menschen wahr und schafft Abhilfe. Und wenn wir genau in den Kantatentext gucken, stellen wir fest, dass nirgendwo dazu aufgerufen wird, Not, Hunger und Ungerechtigkeit einfach zu schlucken. „Was Gott beschlossen hat, das kann niemand hindern, es geht nach *seinem* Rat.“ Gott hat nicht beschlossen, dass Menschen hungern müssen. Weder die 4000, die Jesus hören und sehen wollen noch die Millionen in den armen Ländern dieser Welt heute. Die Bibel, die Propheten im AT wie die Predigt Jesu, ist geprägt vom Protest gegen Unrecht und sozialen Verwerfungen, gegen Hunger und kalte Lieblosigkeit unter uns Menschen. Wenn wir Hungernde nicht speisen, die Welt und die Menschen in ihr links liegen lassen, unsere Verantwortung nicht wahr nehmen, die sieben Brote und die Fische lieber selber essen, statt sie zu teilen, dann handeln wir aktiv oder passiv gegen Gottes Rat und sperren uns gegen sein Gebot. Das ist aber genau das Gegenteil von dem, was Jesus – und der Kantatentext – wollen.

Was erzählt die Geschichte vom Speisungswunder im Zusammenhang mit der Kantate noch? Zweitens gibt sie einen Hinweis auf die Grundsituation der Betenden, also zum Thema des Sonntags Rogate: Menschen, wie die 4000, die damals Jesu hörten oder die 100, die heute die Kantate hörten, sind Empfangende. Wenn wir beten, empfinden wir uns stets als Bittende. Schließlich ist das Wort „beten“ mit dem Wort „bitten“ eng verwandt. Aber das täuscht. Als Betende sind wir als erstes Empfangende. Keiner, der Gott um etwas bittet, hat nichts. Nur der, der sich bewusst ist, von Gott bereist beschenkt zu sein, wird sich überhaupt an Gott wenden. Es ist doch auffällig, dass sich die Menschen, die drei Tage bei Jesus ausgeharrt haben, sich nicht an ihn wenden mit ihrem Hunger. Jesus nimmt ihn wahr, noch bevor einer ihn bedrängt. An anderer Stelle sagt Jesus: „Gott weiß bereits, wessen ihr bedürft, noch bevor ihr ihn bittet.“ Wie ein guter Vater, wie eine gute Mutter, die die Bedürfnisse, den Hunger ihrer Kinder kennt und nicht erst darum gebeten werden muss, wieder mal einkaufen zu gehen und ein Essen vorzubereiten. Jesus speist 4000 Menschen, weil die Hunger haben und nicht, weil sie ihn darum bitten. Gott gibt uns Leben, hilft uns, verspricht Leben, nicht sorgen- und knitterfrei, aber erfüllt und gehalten, weil wir seine Menschen sind und nicht, weil wir ihn höflich und nett darum gebeten haben. Gott geht mit seinem Handeln immer voraus. Er hat immer schon gehandelt, bevor wir ihn mit unserem Tun und Glauben antworten können. Er hat gerufen und uns beim Namen genannt, bevor wir ihn bekennen und vertrauen können. 400 Menschen werden satt von sieben Borten und ein paar Fische- ein Mirakel? Pure Übertreibung? Ein Trick? Alles natürlich erklärbar, weil der Text nur die Vorräte verschweigt, die die 4000 hervorholen und teilen, nachdem Jesus sie dazu ermuntert. Mag sein. Aber das größte Wunder, das die Geschichte mitteilen will, ist doch das, das Gott nicht über unseren Hunger hinweggeht und uns gibt, bevor wir ihn bitten. Dass Gott gibt und uns beschenkt trotz unserer Schuld, trotz unseres Unvermögens zu teilen. Trotz unserer Angst zu kurz zu kommen. Trotz unseres Unglaubens. Trotz der Haltung, man müsse sich nun mal ins Unrecht der Welt fügen. Dass Gott gnädig ist und –auch mal mit Brot und Fisch – hilft. Gott schenkt reichlich, egal wie fromm und engagiert und gläubig und passiv wir sind.

Was ist dann aber Gebet? Warum dann überhaupt Beten? Wenn Gott doch sowieso weiß, was ich brauche? Wenn Gott doch sowieso gnädig und freigiebig ist und auch schon 4000 satt macht? Wenn mein Gebet Gott eh nicht umstimmen kann, sondern ich mich nur in seinen Willen und seinen –freundlichen- Ratschluss ergeben kann, wie es die Kantate sagt?

Gebet ist kein Wunschautomat. Gott ist Gott. Mit Gott, das funktioniert nicht so, dass ich meinen Glauben, mein Gebet investiere und Segen, Gesundheit und Wohlstand als Rendite zurückerhalte. Gebet ist keine Manipulation Gottes. Gebet ist kein magisches Reden, das Gott zwingt, nach meinen Wünschen und Bedürfnissen zu handeln. Gott handelt nach seinem heiligen Willen – und das heißt: Mir zu gute. Ob ich das nun mit meinen kurzfristigen Zielen erkenne oder nicht.

Beten heißt: Auf Empfangsstation vor Gott gehen. Gebet ist die Haltung, von Gott alles zu erwarten. Gebet ist eine Haltung, eine Lebenshaltung, die empfängt, statt alles selbst regeln zu wollen. Die mit Gottes Kraft immer mehr rechnet als mit der eigenen. Die aufhört, das Leben selbst managen zu müssen. Betende müssen ihr Leben nicht ständig selbst meistern. Betende müssen ihren Hunger nicht ständig selbst stillen. So stellt die Kantate in Wort und Musik dar, was die rechte Gebetshaltung ist: Nicht die Forderung „Gott, mach mal“, sondern die Gelassenheit „Gott wird machen!“ Rogate- „Betet“.

Nehmt Gottes Fürsorge wahr. Vertraut euch Gott an. Sagt Gott, was Euch bedrückt, ärgert, verwirrt und was euch fehlt, weil Gott es ist, der allein geben kann.

Oder, um es mit Worten aus der Kantate zu sagen:

Ergebt euch, den zu lieben, der heißt Immanuel – Gott ist mit uns! Vertraut ihm allein, er wird gut alles machen und fördern eure Sachen. „Denn Gott verlasset keinen, der sich auf ihn verlässt. Er bleibt getreu den Seinen, die ihm vertrauen fest. Was Gott beschlossen hat, das kann niemand hindern aus allen Menschenkindern, es geht nach seinem Rat.“ „Drauf wart ich und bin still, sein Will, der ist der beste, das glaub ich steif und feste; Gott mach es, wie er will.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.